

# Christentum als Jüngerschaft

Von August Brunner, S. J., München

*Der vorliegende Aufsatz ist der Vordruck aus einem demnächst im Verlag Schöningh Paderborn, erscheinenden Buch von August Brunner S. J. „Die neue Schöpfung“. Der Vf. zeigt darin, worin das personale Ziel des Christen besteht (Kp. 1) und durch welche Akte es allmählich verwirklicht wird (Kp. 2—4). Das Ziel des Christen ist nach ihm die personale Entfaltung der in der Taufe gnadenhaft grundgelegten Hineinnahme der menschlichen Person in den innersten Raum des dreipersönlichen Gottes. Diese Entfaltung bedeutet eine absolute Selbstübergabe des Menschen an diesen Gott. Die konkrete Weise dieser Selbstübergabe geschieht in der Nachfolge Christi und steht unter dem Zeichen der Jüngerschaft. In dieser Nachfolge und Jüngerschaft „soll sich der Mensch zu einer immer reineren Liebe zu Gott und zu den Menschen, zu einem stets vollkommeneren Selbstsein emporarbeiten“. Da der Mensch als Person sich ungegenständlich ist, kann er nicht unmittelbar zum Gegenstand seines Wollens werden. Nur im rechten Verhalten zur gegenständlichen Welt, zu Menschen und Dingen, vollzieht sich die Umwandlung seines Herzens zur selbstlosen Liebe. Die drei großen Bereiche, in denen der Mensch der gegenständlichen Welt begegnet, sind die stofflichen Güter, das andere Geschlecht und die menschliche Gemeinschaft in ihren verschiedenen Ordnungen. Der Christ kann hierin auf eine zweifache Weise sein Ziel verwirklichen, von denen die zweite jeweils einer besonderen Berufung bedarf: als Besitz oder als Armut, als Ehe oder als Jungfräulichkeit, als Freiheit oder als Gehorsam. Beide Weisen aber durchdringen und unterstützen sich gegenseitig. — Das Buch stellt somit eine sehr beachtenswerte kleine Vollkommenheitslehre dar, die beiden Wegen der Christenheit, Laien wie Ordensleuten, in gleicher Weise gilt. Sie unterscheidet sich von den üblichen Darstellungen der christlichen Vollkommenheit und ihrer Verwirklichung durch den streng personalen Ausgangspunkt und die konsequente Durchführung der zugrunde liegenden philosophischen Konzeption des Verfassers.*

Schriftleitung.

---

Beziehungen zu Personen müssen personhaft sein. Nirgendwo gilt dies mehr als für die Weihe an die göttlichen Personen. Sie müssen frei übernommen und frei weitergeführt werden. Personhafte Beziehungen bedeuten aber Teilnahme am geistigen, persönlichen Leben. Sie sind keine sachhaften, aber trotzdem nicht weniger wirkliche, seinshafte Beziehungen. Es ist ein Miteinander im Denken, Wollen und Fühlen, in den tiefsten Haltungen. Sie gipfeln in der Liebe, wodurch zwei Personen gleichsam aus einer gemeinsamen Mitte heraus die gleichen Haltungen einnehmen, zwei und doch ein Ursprung. Gott geweiht sein, Gott zugehören, das kann darum nur bedeuten: Gott lieben, sich in sein Herz versetzen und aus dieser neuen Mitte heraus wesen, leben, denken und handeln. Die Weihe der Taufe ist die Berufung und Befähigung zur vollkommenen Liebe Gottes, und das christliche Leben ist die fortschreitende Verwirklichung dieser Liebe. Liebe nicht als Gefühl, sondern als tiefste Haltung der Hingabe an Gott, des Einvernehmens und Einsseins mit ihm von der letzten Tiefe her.

Aber ist diese Aufgabe für einen Menschen überhaupt denkbar? Der Heide hätte es wohl vermocht, seine Götter nachzuahmen. Waren sie doch nach Menschenart gedacht und könnten darum menschlich verstanden werden. Aber selbst ihn

hielt eine begreifliche Scheu von einem solchen Unterfangen zurück. Das Christentum aber hat jeder Herabwürdigung der Majestät Gottes ein Ende gemacht und uns die Herrlichkeit des unendlichen Gottes geoffenbart, der „im unzugänglichen Licht wohnt“ (1 Tim 6, 16). Wie soll der Mensch es vermögen, den unendlichen Abstand zu überbrücken, um sich in Gott zu versetzen, und von dieser neuen Mitte seines Seins her zu leben? Wie soll er wissen, wie Gott denkt und urteilt und sich zu Dingen und Ereignissen stellt? Wie soll er teilnehmen an diesem persönlichen Leben, das sich seiner Erkenntnis ganz entzieht? Wird er nicht Einbildungungen und eigene Wünsche für die Gedanken Gottes nehmen, und indem er meint, Gott zu gehören, nur unreträbar sich selbst verfallen?

Diese Schwierigkeit ist vom Menschen her nicht zu beheben. Aber Gott hat es für ihn getan. Gott ist in Christus Mensch geworden und hat ein wirkliches menschliches Leben auf Erden geführt. Christus hat uns Gott menschlich verständlich gemacht. Denn seine menschlichen Gedanken, Wünsche, Haltungen und Taten sind zugleich auch göttlich, Gedanken, Wünsche, Haltungen und Taten Gottes. Als menschliche können wir sie verstehen. In ein menschliches Herz können wir uns durch die Liebe hineinversetzen. Eine menschliche Gesinnung können wir übernehmen und aus ihr heraus handeln. Die Aufgabe, Gott zu lieben, wird also zur Aufgabe, Christus zu lieben und mit ihm und in ihm den Vater aus dem Heiligen Geist. Die Weihe an die Dreifaltigkeit ist durch die Menschwerdung zugleich Einheit mit Christus. Der Christ ist durch die Taufe Glied an seinem mystischen Leib. Sich Gott weihen heißt nunmehr „in sich die Gesinnungen Christi Jesu haben“ (Phil 2, 5), heißt immer mehr „alles im Namen Christi tun“ (Kol 3, 17), das bedeutet, es so tun, wie es Christus hier und jetzt tun würde, es tun aus seiner Gesinnung heraus. Christ sein heißt danach streben, nicht mehr aus sich, von der eigenen Mitte her zu leben, sondern aus der Herzmitte Christi (Gal 2, 20). Durch einen vertrauten, liebenden Verkehr Tag um Tag soll der Christ Christus immer besser verstehen und immer freier und selbstverständlicher aus diesem Verhältnis heraus leben und handeln. Er soll auf diese Weise die Erlösung auf allen Bereichen seines eigenen Lebens und seiner Welt verwirklichen. Die Erlösung ist nicht wie das dumpfe, ziellose Wirken einer stofflichen Kraft, die sich einfach nach allen Richtungen ausbreitet, sondern das in der Geschichte sich vollziehende Handeln des ewigen Christus. Der Ort gleichsam und das Werkzeug dieser fortgehenden Erlösung, aber in Freiheit und Liebe, sind die Christen. Die Kirche ist der fortlebende Christus. Es gibt nur eine Erlösung, weil es auch nur eine Sohnschaft gibt, die Sohnschaft Christi. Kinder des Vaters werden wir nur durch Teilnahme an seiner Sohnschaft. Nur weil diese ein rein personhaftes Verhältnis ist, nicht auch zugleich und zuerst, wie unter Menschen, ein naturhaftes, ist eine solche Teilnahme im eigentlichen Sinn möglich. Darum ist Christus die „Pforte“, durch die allein man in den geheimnisvollen Bezirk des göttlichen Lebens eintritt (Joh 10, 9); er allein ermöglicht uns die Liebe zu Gott. Ohne ihn, ohne seine Gnade, bliebe sie eine menschliche Einbildung.

Das Christentum ist somit wesentlich Jüngerschaft, Lebensgemeinschaft mit dem Gottmenschen Jesus Christus auf Grund der Erkenntnis seiner absoluten und unübertreffbaren Würde als Sohn Gottes. Als solcher ist er die Autorität schlechthin. In jeder Jüngerschaft übernimmt der Jünger die Aussagen und Verhaltungsweisen

des Meisters als wahr und gut nur darauf hin, daß sie vom Meister herstammen, von ihm vorgelebt und empfohlen sind. In diesem persönlichen Anschluß erfährt der Jünger, daß sich ihm ein Zugang zu Bereichen der Wirklichkeit eröffnet, die ihm sonst verborgen blieben, weil er durch eigene Erfahrung und eigenes Bemühen nie an sie heranreichte.

Diese Jüngerschaft ist nichts Zufälliges; sie ist vielmehr im Wesen der christlichen Offenbarung tief begründet. Jede qualitativ neue Wirklichkeit muß ja einmal ursprünglich erfahren werden; auf eine andere Weise kann man von ihr nicht wissen. Noch so viele Erklärungen und Vergleiche werden einem Blindgeborenen nie klarmachen, was Farben in ihrem Unterschied zu andern Eigenschaften eigentlich sind. Jede Qualität wird aber nur da erschaut, wo ihr metaphysischer Ort ist. Alle Wirklichkeiten, die wesentlich an das Sein von Personen geknüpft sind, können darum in ihrer Eigentlichkeit nur an Personen erkannt werden. Ja, dies gilt für Wirklichkeiten personhafter Seinsart strenger als für die unterpersönlichen Seinschichten. Denn sie sind von einer stärkeren Einzelhaftigkeit als diese und darum viel einmaliger, von Fall zu Fall verschiedener. Die stofflichen Seienden derselben Art gleichen einander so sehr, daß die Erkenntnis von einem unter ihnen die aller übrigen fast vollkommen vertreten kann; auf dieser Tatsache beruhen die Naturwissenschaften und ihr Gesetzcharakter<sup>1</sup>. Aber schon das Lebendige zeigt innerhalb der gleichen Art größere, durch kein Gesetz vorauszusehende Unterschiede, die nicht ohne Bedeutung sind. Am stärksten ist aber die Neuheit, wie bereits gesagt, im Geistig-Personhaften, so daß in diesem Bereich eine bloß allgemeine Erkenntnis der Art nicht mehr zureicht, weil sie das Einmalige, das hier wichtiger ist, außer acht läßt.

Dazu kommt aber das weitere Wesensgesetz, daß Personen als solche nur durch anerkennende Gemeinschaft erkannt werden können. Denn nur in der Anerkennung werden der Selbstbesitz und die Subjekthaftigkeit, die wesentlich zum Personsein gehören, gewahrt und dem Erkennen sichtbar. Nur indem man in verstehendem Mitgehen mit den Akten einer Person ihr Mitsubjekt wird, sich geistig an den Punkt versetzt, von dem aus sie sich ursprünglich ihrer Welt zuwendet und so Welt hat, nur dadurch wird man ihrer Subjekthaftigkeit gerecht. Dieses Eintreten in die Personmitte ist aber nicht möglich, wenn man nicht dazu von der zu erkennenden Person ermächtigt wird. Sonst käme ihr ja wie den Dingen, die für jeden Erkennenden gleichgültig daliegen, kein Selbstbesitz zu. Somit ist die Erkenntnis alles Personhaften auf Gemeinschaft und Anerkennung gegründet. Und diese Bedingungen werden um so strenger und fordernder, je reiner die Personhaftigkeit eines Seienden ist. Aus den angeführten Gründen ergibt sich das Wesensgesetz, daß die erste und selbständige Erfassung einer Wirklichkeit auf eine um so kleinere Zahl von Menschen beschränkt ist, je höher diese Wirklichkeit in der Seinsordnung steht. Alle übrigen haben nur durch Anleitung und Nachvollzug zu ihr Zugang. Dieser Nachvollzug wird auf der Stufe des Personhaften zum Glauben im eigentlichen Sinn<sup>2</sup>.

Handelt es sich um eine Person, die in ihrem Personsein selbst und nicht bloß in mehr äußereren Fähigkeiten den andern überlegen ist, so wird daraus die Gemein-

<sup>1</sup> A. Brunner, Erkenntnistheorie. Köln 1948. Kap. 27.

<sup>2</sup> A. Brunner, Glaube und Erkenntnis. München 1951.

schaft von Meister und Jünger. In dem höheren Sein des Meisters, und nur da, zeigen sich dem Jünger Wirklichkeiten, die einmalig sind und die darum nur in der Gemeinschaft mit dem Meister erfahren werden können. Aus dieser unreflexen und unformulierten Erfahrung folgt naturgemäß, wenn kein positiver Akt der Ablehnung dazwischentreitt, daß Sein, Haltung und Tun des Meisters für den Jünger zum Vorbild werden und im Meister die Gewähr der Wahrheit und Richtigkeit solcher Haltungen und Taten gegeben ist.

Jüngerschaft ist deswegen eine Beziehung von Person zu Person. Durch eine Bewegung seiner innersten Seinsmitte wird der Jünger mit hineingenommen in das geistige Sein des Meisters. In dieser Bewegung wird er zugleich verwandelt und verwandelt sich selbst. Nichts wird ihm von außen auferlegt; ist doch der Meister in dem Maße kein Fremder, als die Jüngerschaft wirklich, als die Mitte des Jüngers mit der des Meisters zusammengekommen ist. Darum stehen wir hier vor dem scheinbar Widersprechenden, daß von einem Menschen auf einen andern ein Einfluß ausgeübt wird, wie er tiefer und entscheidender gar nicht sein könnte, und doch die Freiheit des Empfangenden nicht nur gewahrt wird, sondern erst zur vollen Entfaltung kommt. Ohne die Begegnung mit dem Meister wäre der Jünger nie zu dem geworden, was er nun ist. Aber diese Begegnung ist reine Tatsache, darum reines Geschenk und Gnade im strengsten Sinn. Dieser Einfluß wird aber, soweit es sich um wahre Jüngerschaft handelt, in vollkommener Freiheit aufgenommen und erweitert diese zugleich. Entdeckt doch der Jünger in der Haltung des Meisters eigene Möglichkeiten, die ihm ohne die Gemeinschaft verborgen geblieben wären, sieht er erst, wie er besser zu sich selbst kommen könnte, wird er stärker er selbst. Die Bewegung, die ihn zum Meister hinführt, erfolgt aus der innersten Seinsmitte und ist darum reiner seine eigenste Tat als das sonstige Tun, das in mehr äußeren Bereichen seinen Ursprung hat. Obschon ohne die Jüngerschaft das Neue weder bekannt noch möglich gewesen wäre, entstammt es doch zugleich der Freiheit des Jüngers; es ist Gnade und Selbttun in einem, die sich auf der Stufe des Personseins nicht widersprechen. Es ist ja ein Wesensgesetz der endlichen Person, daß sie nur angesichts einer anderen Person zu sich selbst kommt und der eigensten Möglichkeit inne wird. Rein und absolut aus sich selbst, aber auch wieder nur in personhafter Gemeinschaft, bewegt sich nur Gott, das ens a se, aber als Dreifaltigkeit.

So wird die Jüngerschaft zum Quell neuer lebendiger Erkenntnisse und Verhaltensweisen. Und sie wird dies wesensgemäß. Was eigentlich und zuerst wirkt, ist das Sein des Meisters. Taten und Worte spielen nur die Rolle der Offenbarung dieses Seins. Das Beispiel des geliebten und verehrten Meisters wirkt wie von selbst, indem es den Jünger im Innersten verwandelt. Von der Seinsmitte her drängt dann diese Verwandlung zur Umgestaltung auch der Bereiche, die der Mitte ferner liegen, bis in die äußere Art und Weise, sich zu benehmen. Der Jünger wird dem Meister selbst im Gebaren ähnlich. Alles das vollzieht sich zunächst ohne Vorschrift, Gesetz und Befehl, aus einer geistigen Bewegung der Freiheit heraus. Vorschrift und Gesetz sind bereits abgeleitete Beziehungen, die die Jüngerschaft voraussetzen und zum Teil ersetzen. Auf der Ebene der Jüngerschaft, und nur auf ihr, gilt das Wort des heiligen Augustinus: Ama et fac quod vis: habe nur die Liebe; dann magst du tun, was du willst.

Indem die Jünger dem Meister ähnlich werden, bilden sie auch unter sich eine Gemeinschaft, die sie von allen andern unterscheidet. Sie verstehen sich ohne viel zu reden. Gewisse Worte haben für sie einen neuen, bisher unbekannten Sinn. Es ist ihnen manches selbstverständlich, was andern nicht einleuchtet. Ein Geist, der Geist des Meisters, beseelt sie und schließt sie im Eigentlichen und Menschlichen zusammen. Auch wenn sie räumlich voneinander getrennt sind, trägt ihr Tun und Reden doch den gleichen Stempel, offenbaren sie den tiefen Eindruck des Meisters auf ihren Geist. Und indem sie so den Meister selbst in ihrem Sein und Tun wider-spiegeln, gewinnen sie ihm Jünger auch unter denen, die den Meister nie gesehen haben, und verlängern so dessen Wirkung über alle Entfernungen in Raum und Zeit hinweg. So zeigt sich das Geistig-Personhafte den Grenzen von Raum und Zeit überlegen, so sehr es im Menschen durch den Leib immer an ihre Bedingungen gebunden bleibt.

Da Jüngerschaft wesenhaft Beziehung von Person zu Person als solcher ist, so entsteht sie immer und überall da, wo ein Mensch zuerst durch die Überlegenheit seines personhaften Seins wirkt. An ihm entfacht sich der Wille zur Nachfolge, zur Jüngerschaft, an dem, was er ist und in seinem Tun und Verhalten offenbart. Die Erkenntnis, die hier vermittelt wird, ist nicht allgemeines und abstraktes Wissen, sondern lebendige und einmalige Vertrautheitserkenntnis. Auf dieser Art von Erkenntnis sind aber alle anderen Wissensarten fundiert<sup>3</sup>. Dieser lebendigen Beziehung gegenüber bedeutet das geschriebene Wort bereits etwas Abgeleitetes. Daraus erklärt sich, daß die ganz großen Meister sich dieses Mittels nicht bedient haben; ihnen standen bessere Mittel der Wirksamkeit zur Verfügung. Überall, wo es sich nicht um abstraktes Sachwissen, sondern um Weisheit, um das Geheimnis des Daseins, des Menschseins handelt, bildet sich das Verhältnis von Meister und Jüngern. Knüpfen sich dagegen die Beziehungen zwischen Menschen auf Grund von einer Überlegenheit in einem andern Bereich, so entstehen andere Beziehungen wie Lehrer — Schüler, Führer — Gefolgschaft, Herr — Diener oder Untertan. Diese Beziehungen sind aber auf der Jüngerschaft fundiert, weil alles Wissen und Können des Menschen das Personsein und seine Freiheit voraussetzt.

Es ist kein Zufall, daß sich die Jüngerschaft gerade auf religiösem Gebiet am reinsten verwirklicht hat. Alle großen Religionsstifter sind Meister, die Jünger um sich geschart haben. Religionsstifter sind ja immer Menschen, die eine höhere Form der Religion an die Stelle der bisherigen zu setzen versuchen, weil sie diese höhere Form zuerst selbst erfahren und in ihrem Lichte die bisherige Religion als unge-nügend beurteilen. Die höhere Religionsform ist aber immer eine solche, die der personhaften Seinsweise des Göttlichen besser Rechnung trägt. Da, wo der Mensch schwach personifizierte innerweltliche Mächte als göttlich verehrt, da bedarf es keiner Stifter und Meister. Da entsteht die Religion und hält sich lebendig aus dem allzeit und jedem zugänglichen Eindruck der überlegenen Weltmächte auf die einzelnen und die Gruppen. Kein Erlebnis tritt da an Qualität, sondern höchstens an Stärke vor den andern hervor.

Die Jüngerschaft ist somit etwas Großes. Sie gehört ihrem Wesen nach zu den erhabensten Beziehungen unter Menschen. Aber wo der Meister nur Mensch ist, kann sie nicht die allerletzten Tiefen des Personseins mit in Anspruch nehmen. Diese

<sup>3</sup> A. Brunner, Glaube und Erkenntnis, Kap. 4.

Tiefen sind Gott, dem Schöpfer vorbehalten. Wo ein Mensch doch in dieses Heiligtum einzudringen sich vermißt, wird aus Führung Verführung. Aus sich ist kein Mensch unfehlbar noch vollkommen gut. Darum hat das bloß menschliche Verhältnis zwischen Meister und Jünger Grenzen, die ungestraft nicht überschritten werden dürfen. Sonst verfällt der Meister dem Stolz und der Herrschaft; der Jünger aber büßt seine Selbständigkeit und Freiheit ein und gerät in zerstörende Verstrickungen.

Es liegt nach dem Voraufgehenden im Wesen der Sache, daß in der Religion des absolut personhaften Gottes alles auf der ursprünglichen Erkenntnis eines Einzigsten beruht, der als Gottmensch allein unmittelbaren Zugang zu dem innersten Leben Gottes hat. „Gott hat keiner je geschenkt; der einziggeborene Gott, der im Schoß des Vaters ruht, er hat berichtet“ (Joh 1, 18). Das Gesetz konnte noch durch einen bloßen, wenn auch besonders begnadeten Menschen, durch Moses, vermittelt werden, da es einen solchen Zutritt in den innersten Lebenskreis des Göttlichen aus seinem Wesen heraus nicht erfordert. Die Gnade und Wahrheit, die die Heilsgüter des Christentums sind, ließen sich hingegen nur durch den einzigen Sohn mitteilen, der „im Schoß des Vaters ruhend“ ursprüngliche Kenntnis vom persönlichen Sein und Leben Gottes besitzt (Joh 1, 17). Was Gott in seinem persönlichen Leben ist, das ist möglichst vollkommen nur an ihm selbst zu erkennen. Jedoch ist der Mensch und überhaupt ein Geschöpf nicht fähig, von sich aus in die entsprechende Gemeinschaft mit Gott zu treten. Es kommt außerdem noch hinzu, daß der erbsündige Mensch in seiner Leibgebundenheit rein geistige Wirklichkeiten nicht zu vernehmen imstande ist. Erst dadurch, daß Gott Mensch wurde und das göttliche Leben in einem menschlichen Dasein dargestellt hat, erst durch Christus ist die Erkenntnis Gottes als des unendlich personhaften Seienden zu einer für die Menschheit nicht mehr zu überbietenden Vollkommenheit erhoben worden<sup>4</sup>. Wer Christus durch persönlichen Anschluß und gläubige Liebe erkennt, der erkennt Gott (Joh 14, 9). Jede andere Darstellung Gottes durch bloße Menschen und mehr noch durch die andern Geschöpfe muß weit unter dieser durch Christus vermittelten Erkenntnis bleiben.

Die Offenbarung des Eigenlebens Gottes durch Christus konnte und kann aber wesentlich nur durch den Anschluß an ihn übernommen werden; denn nur in der Vertrautheit mit seiner Person leuchtet dem Jünger auf, was Gott ist, und findet er die Gewähr für die Wahrheit dessen, was er nicht durch eigene Einsicht erkennt. Es handelt sich hier, wie bereits gesagt, nicht um Sachwissen und Gelehrsamkeit, sondern um Heilswissen, um den rechten Zugang zu Gott durch die Vertrautenserkenntnis Christi. Darum ist Jüngerschaft das Wesen des Christentums. Christus ist kein philosophischer Lehrer, der Einsichten bringt, die er zwar als erster erreicht hat, die aber unter seiner Anleitung nun jeder nachvollziehen kann. Christus bringt Offenbarung, das heißt Kunde von dem persönlichen Leben Gottes. Eine solche Kunde konnte immer nur in einer personhaften Darstellung erfolgen, und in ihrer höchstmöglichen Vollendung nur durch den, der zugleich Gott und Mensch ist. Darum ist Christus *der* Mittler, durch den allein der Mensch zu Gott gelangen kann. Es ist vermessen, wenn der Mensch glaubt, von sich aus um den besten Zugang zu Gott zu wissen — das Heidentum hat einen solchen Anspruch nie erhoben — und aus eigener Kraft genügend zu erkennen, wie Gott in sich ist. Damit setzt sich der Mensch über Gott und behandelt ihn wie ein Ding.

\* A. Brunner, Glaube und Erkenntnis, 2. Teil.

Die Hingabe an Christus ist von seiner Seite aus weder den Beschränkungen unterworfen noch den Gefahren ausgesetzt, die sonst aus dem bloß menschlichen, irrtumsfähigen und sündigen Sein des Meisters folgen. Als Gott stehen ihm aus ewigem Recht die letzten Tiefen eines jeden Menschen offen, da er alle geschaffen und erlöst hat. Darum darf und soll ihm gegenüber die Jüngerschaft, wie Gott gegenüber, ohne Vorbehalt sein. Ja, nur in der Gemeinschaft mit ihm kann die wahre Hingabe an Gott vollzogen werden, in der der Mensch auf alle Selbstbehauptung verzichtet und Gott dadurch als Gott anerkennt. Auf menschliche Weise kann niemand ohne den Anschluß an Christus mit Gott vertraut werden. In der Gemeinschaft mit Christus, in der Liebe zu ihm wird der Jünger von den Gesinnungen und Haltungen Christi so überformt, daß er nunmehr wie aus dem eigenen Grund aus ihnen heraus lebt und darum sagen kann: „Christus lebt in mir“ (Phil 2, 5; Gal 2, 19 f.). Diese Lebensverbundenheit ist so lebendig und so unmittelbar, daß sie mit der Einheit des Rebzweiges mit der Rebe und des Leibes und seiner Glieder mit dem Haupt verglichen werden kann. Innigere Gemeinschaft als die christliche Jüngerschaft kann es darum nicht geben. Mit der letzten Spalte seiner Person steht der Jünger mit Christus in Verbindung; da, in seinem verschlossensten Heiligtum, läßt er sich von ihm ergreifen, um diese Ergriffenheit dann in sein ganzes Leben auszustrahlen. In der Liebe zu dem Menschen Christus wird jene absolute Anerkennung möglich, die die unerlässliche Bedingung der Erkenntnis des absoluten Selbstseins Gottes ist; weiß doch der Jünger aus seiner Vertrautheit, daß er sich durch diese Unterwerfung nur scheinbar aufgibt, in Wirklichkeit jedoch sich selbst erst gewinnt.

Weil die Jüngerschaft in solchen letzten Tiefen ansetzt, bleibt auf die Dauer nichts im Jünger von dem umwandelnden Einfluß Christi unberührt. Aber diese Einwirkung vollzieht sich nicht wie von einem Fremden, noch weniger wie das notwendige Wirken einer naturhaften Kraft, sondern aus der Vertrautheit der Liebe, in der die Personmitte des Jüngers mit der des Meisters immer vollkommener zusammenkommt, so daß er den Einfluß Christi auf sich selber nicht nur bejaht, sondern in der Liebe zu ihm gläubig mitvollzieht. Die Heiligung ist die gemeinsame Tat Christi und des Jüngers; als jene ist sie reine Gnade, die niemand verdienen kann, als diese ist sie volle Freiheit. Alle sonstigen Einflüsse von Mensch zu Mensch erreichen diese innerste Mitte nicht, sondern berühren unmittelbar einen schon mehr äußeren Bereich. Und je äußerlicher, der Personmitte entfernter die zuerst angerührte Schicht ist, um so mehr treten Gnade und Freiheit auseinander, schließen sich Einfluß und eigener Ursprung gegenseitig aus; denn nun zerrt diese Schicht an der Personmitte und sucht sie mit sich zu ziehen. Um so stärker tritt die Autorität dem Untergeordneten als fremde und unpersönliche Macht gegenüber und schränkt seine Freiheit ein. Die erlösende Liebe Christi zu den Menschen ist deswegen das ideale und doch zugleich wirkliche Vorbild aller menschlichen Autorität, wie umgekehrt die liebende Unterordnung des Jüngers unter ihn das Ziel ist, dem jeder Gehorsam, durch die innere Haltung sich verwandelnd, zustreben soll. Jedoch bringt es die Unvollkommenheit der Aufnahme des Leibes durch den Geist mit sich, daß hier auf Erden die Fremdheit ein nie ganz aufzuhebendes Moment in jeder Autorität bleibt.

Das ist das Neue und Befreiende des Christentums, daß es wesentlich Jüngerschaft ist, unüberbietbare Jüngerschaft nach Tiefe und Breite und Höhe, der alles

andere entfließt. Auch im Christentum gibt es Gesetz und Vorschrift; aber sie sind nicht das Letzte, was um seiner selbst willen besteht und alles übrige rechtferigt. Gesetz und Vorschrift gründen hier im Gegenteil auf der Jüngerschaft als personhaftem Verhältnis. Darum lassen sie sich auch jederzeit in diese Jüngerschaft hineinnehmen und hören dann auf, bloß Gesetz und Vorschrift zu sein. Ließe sich das Leibliche und Äußere durch den Geist und die innere Haltung ohne Widerstand vollkommen bestimmen, so brauchte es im Christentum überhaupt kein Gesetz mehr. Aber seit dem Sündenfall ist das nicht mehr der Fall. Das Äußere und Leibliche hat ein Eigenleben, das sich nicht ohne Widerstand vom Geist aufnehmen und durchdringen läßt. Mühsam nur und unter vielen harten Kämpfen gelingt diese Durchdringung als die Aufgabe des ganzen christlichen Lebens. Der Unvollkommenheit dieser Aneignung des Leibes und des Äußern hilft das Gesetz nach und bewahrt den Christen davor, von ihnen verleitet und verführt, Dinge zu tun, die mit der Jüngerschaft unvereinbar sind und darum zerstörend auf sie zurückwirken. Wohl aber soll das Gesetz in die Liebe mehr und mehr aufgenommen und angeeignet, und so seines Gesetzcharakters entkleidet werden. Vollkommen frei vom Gesetz ist nur der vollkommene Christ.

Die christliche Freiheit erscheint aber dem erbsündigen Menschen als Knechtschaft. Für sein natürliches Empfinden bedeutet Freiheit die Möglichkeit, ungestraft der Selbstsucht und ihren Gelüsten nachzugeben. Zu spät erst merkt er, daß er dadurch nur sich selbst verliert und in unwürdige Abhängigkeit gerät, aus deren Verstrickung er sich aus eigener Kraft dann nicht mehr zu lösen vermag. Das Wesen der endlichen, geschaffenen Freiheit besteht zwar darin, daß man zwischen Gut und Bös zu wählen vermag, statt wie das Tier bloß getrieben zu sein. Ihr Sinn liegt aber nicht darin, daß man das Böse tut, wobei man sich von unterpersönlichen Schichten und Begehrten ziehen läßt, sondern daß man fähig wird, das erkannte Gute trotz des Widerstandes der niederen Schichten auszuführen, um dadurch zu einer feineren Unterscheidung des Guten fortzuschreiten und der besseren Erkenntnis freier zu folgen. Durch Treue zur erkannten Wahrheit weitet sich die Freiheit immer mehr aus. Aber für die niederen Schichten bedeutet dieser Aufstieg einen langsamem und schmerzlichen Hungertod insoweit, als sie den Belangen des Personhaften entgegenstehen und ihnen Widerstand leisten. Darum ist die neue Freiheit zunächst nur im Glauben zu erfassen.

Der Anschluß an Christus wirkt sich wesentlich auch zu einer Gemeinschaft unter den Jüngern selbst aus. Aber entsprechend der unvergleichlichen Tiefe und Mächtigkeit der Gegenwart Christi besitzt diese Gemeinschaft Eigenschaften, die sie von allen übrigen menschlichen Gemeinschaften unterscheiden. In der Kirche — denn sie ist diese Gemeinschaft — ist der Geist Christi immer lebendig, wirkt sich seine Gegenwart nicht weniger als in den Zeiten seines irdischen Daseins aus. Darum stellt die Kirche durch die Jahrhunderte hindurch Christus mit seinem Wort, seinen Taten, seinen Haltungen, seinem Sein immer lebendig dar. In ihren Sakramenten, in ihrer Lehre, in ihren Vorschriften und Geboten ist Christus einer jeden Zeit mit ihren besonderen Nöten hilfreich gegenwärtig. Er ist nicht bloß eine verehrungswürdige Gestalt der Geschichte, wie z. B. Plato oder Buddha. Darum bleibt die Jüngerschaft zu allen Zeiten lebendig und geht durch die Kirche hindurch unmittelbar auf Christus. Der Christ wird nicht Jünger des Papstes oder der kirchlichen

Behörde, sondern im Gehorsam gegen sie ist er Jünger Christi. Alle Liebe und Verehrung des Christen für die Kirche gilt unmittelbar Christus selbst, den er in ihr und durch sie findet.

Innerhalb dieser Gemeinschaft wirkt aber das Wesensgesetz der Jüngerschaft weiter. Der rechte Gebrauch der Sakramente, das tiefere und wirksamere Verständnis der Lehre, die liebende Unterwerfung unter die kirchliche Leitung werden immer wieder erneuert durch Menschen, die selbst auf ungewöhnlich vollkommene Weise Jünger Christi geworden sind, die Christus sichtbarer und strahlender in ihrem Verhalten und ihrem Sein darstellen, durch die Heiligen. In ihnen tritt Christus lebendig vor ihre Zeit hin und schafft neue Formen, in denen sein Geist entsprechend den veränderten Bedingungen in die Welt wirkt. Aber so sehr fühlen sich gerade diese begnadeten Menschen nur als Jünger Christi, daß sie die Menschen, die sich um sie scharen, nicht bei sich festhalten wollen. Nicht als Meister erachten sie sich; ein jeder von ihnen will nichts anderes sein als der Brautführer, der die Braut dem Bräutigam zuführt (2 Kor 11, 2; Joh 3, 29 f.) und sich selbst darüber freut, wenn es ihm gelungen ist, einen Menschen mehr für Christus zu gewinnen.

Jeder Heilige stellt aber nur einen Ausschnitt, eine besondere Seite aus der bis ans Ende unerschöpflichen Fülle Christi strahlender als andere dar. Diese Seite sehen ausdrücklich, immer mit der ganzen Fülle als Hintergrund, auch seine Jünger, die durch den Anschluß an ihn zu einem innigeren Verhältnis zu Christus gekommen sind. Darum beseelt sie ein gleicher Geist, aus dem heraus sie leben und wirken. Sie bilden eine geistige Familie, zusammengehalten nicht durch die Bande des Blutes, sondern durch das tiefe Bewußtsein der gleichartigen Verbundenheit mit Christus (Mt 12, 48 ff.; Mk 3, 33 ff.; Lk 8, 21). Aus der gleichen Gesinnung entsteht oft auch eine Gleichheit in der äußeren Lebensführung, die ja beim Heiligen unter dem Einfluß seiner innigen Verbundenheit mit Christus geformt und darum nicht gleichgültig ist. Diese äußere Lebensform wird zum schützenden und bewahrenden Gefäß des inneren Geistes, das man darum als ein kostbares Erbe erachtet. Jedoch nur als Schutz und Kleid des Geistes, der Gesinnung, hat diese äußere Form Wert. Wo der Geist fehlt, wird sie zur toten Hülle, zur Last und zum Selbstbetrug. Doch behält sie selbst in diesem Verfall noch eine Aufgabe: sie kann als ein Vorwurf wirken; denn das Kleid fordert den Geist. Und ebenso gewährt sie Hilfe und Anleitung, wenn es gilt, zum ursprünglichen Geist wieder zurückzukehren. Doch darf nicht übersehen werden, daß das Äußere viel stärker als der Geist dem geschichtlichen Wandel unterliegt; deswegen kann das, was ursprünglich Ausdruck und Kleid des Geistes war, durch allzu starres Festhalten ohne Rücksicht auf die verwandelten Zeitumstände zur beengenden und erstickenden Zwangsjacke werden. Insoweit es also zeitbestimmt ist, muß es im Lauf der Geschichte einem andern Platz machen, das für die neuen Verhältnisse dem gleichen Geist als Ausdruck und Stütze dienen kann. Es ist ebenso bequem wie geistlos, zu glauben, die Bewahrung von Äußerlichkeiten, die nur in einer längst vergangenen, geschichtlich einmaligen Lage ihren Sinn und ihre Aufgabe hatten, bedeute bereits Bewahrung des Geistes, wie es wirklichkeitfremd ist zu meinen, im menschlichen Bereich vermöchte der Geist ohne den Halt von äußeren Formen zu leben.

Wo die Jüngerschaft Christi als Anschluß an einen Heiligen eine solche feste äußere Lebensform annimmt – dies ist nicht oft der Fall –, da ist das entstanden, was

man einen Orden nennt. Er ist eine aus dem Leben, dem Beispiel, den Empfehlungen und Lehren des Stifters erwachsene Lebensform als eine besondere Teilform der Jüngerschaft Christi. Von einer Sekte unterscheidet sich der Orden dadurch, daß er sich bewußt ist, aus der Fülle Christi ausdrücklich und nachdrücklich nur eine Seite darzustellen und nachzuleben, daß deswegen diese besondere Form nur innerhalb der Kirche als der alleinigen Darstellerin des ganzen Christus Berechtigung besitzt. Darum werden die andern innerhalb der Kirche anerkannten Lebensformen nicht verworfen und verurteilt, und das eigene Christusbild wird nicht als das allein richtige hingestellt, dem alle andern zu weichen hätten. Was dann die einzelnen gerade zu dieser besonderen Form hinführt, das ist die Besonderheit ihres Charakters oder die Dringlichkeit eines Anliegens in einer besonderen Zeit. Denn noch weniger als der Heilige stellt der Durchschnittschrist den ganzen Christus dar, noch vermag er es. Sondern je nach seinem geschichtlichen Ort und der Besonderheit seiner Anlage fühlt er sich zu dieser oder jener besonderen Seite und Art der Jüngerschaft gezogen. Hieran entscheidet sich auch der Beruf, nicht zum Ordensstand überhaupt, sondern zu dieser oder jener besonderen Form desselben.

Auf den zwei Hauptrichtungen der natürlichen Anlagen gründet vor allem die Unterscheidung zwischen dem beschaulichen und dem tätigen Leben. Die einen sind mehr für die umgestaltende Wirkung auf die Verhältnisse und Zustände in der menschlichen Gesellschaft begabt und fühlen sich entsprechend zu einem Leben hingezogen, das einer solchen Begabung die Möglichkeit gibt, sich nützlich zu machen. Die andern dagegen sind von Natur mehr nach innen gerichtet, auf die geistige und geistliche Durchdringung der Erfahrung und des Lebens. Da solche Anlagen von Gott kommen, so sind sie für die Wahl der Lebensweise nicht ohne Bedeutung, wenn sie auch nicht allein den Ausschlag geben.

Es handelt sich aber nie um zwei Arten der Lebensführung, die sich gegenseitig einfach ausschließen, sondern nur darum, daß die eine oder die andere vorwiegt. An sich steht religiös keine von beiden höher<sup>5</sup>. Die Meinung, das beschauliche Leben sei schon an sich von höherem Wert, stammt von den Griechen her und ist eng mit dem Gottesbegriff der griechischen Philosophie und vor allem des Aristoteles verknüpft. Den Griechen galt die intellektuelle Einsicht als etwas Göttliches<sup>6</sup>. Gott selbst wurde von Aristoteles als reine Schau, als die Schau der Schau bezeichnet<sup>7</sup>. Die intellektuelle Schau galt darum als das Höchste, als das „Angenehmste und Beste“, als Teilnahme des Menschen am Göttlichen selbst. Denn hier ist es ihm verstattet, für Augenblicke an das zu röhren, was die Gottheit dauernd und vollkommen besitzt<sup>8</sup>. Darum mußte das Leben des Philosophen, der sich vornehm von der so verachteten körperlichen Arbeit fernhielt, um sich dieser Schau, der Kontemplation, zu widmen, für die höchste dem Menschen zugängliche Lebensweise gelten.

Für das Christentum hingegen ist die selbstlose Liebe zu Gott und den Menschen der letzte und entscheidende Wertmaßstab (Mt 25, 31—46); wo die Liebe größer und reiner ist, da ist eine Lebensweise oder ein Tun wertvoller. Die Erkenntnis, auf

<sup>5</sup> H. U. von Balthasar, Aktion und Kontemplation, in: Geist und Leben 21, 1948, 361-370.

<sup>6</sup> Vgl. K. Zucker, Vom Wandel des Erlebens. I. Heidelberg 1950, S. 548 ff.

<sup>7</sup> Met. A 9; 1074 b 34.

<sup>8</sup> Ebda. 7; 1072 b 18—26.

die es ankommt, die Vertrautheitserkenntnis Christi wächst an der selbstlosen Tätigkeit nicht minder als an der Beschauung. Wo hingegen diese Liebe nicht besteht, da verlieren Tätigkeit und Beschaulichkeit in gleicher Weise ihren Wert (1 Kor 13). Ohne Beschauung als Besinnung, als Empfang der Sakramente, als Bitt- und Dankgebet, schließlich als Anbetung Gottes, wird das Tun bald oberflächlich und artet in selbtsüchtige Geschäftigkeit aus, die für das Reich Gottes ohne Bedeutung ist. Denn der Mensch hält sich nicht ohne Anstrengung in einer Welt christlichen Denkens und Wertens. Nur durch die immer wiederholte Bemühung, sich zu ihr zu erheben und sich die Maßstäbe des Christlichen tiefer anzueignen, nur durch den ständigen Umgang mit Christus wird die Tätigkeit von innen her verwandelt und erfüllt ihre Aufgabe, den Menschen zur Selbstlosigkeit zu führen. Unterbleibt diese Anstrengung, so erhalten die selbtsüchtigen Beweggründe rasch das Übergewicht und die Tätigkeit wird dazu mißbraucht, sich zur Geltung zu bringen und den eigenen Wert vor den andern wie vor sich selbst zur Schau zu stellen.

Die Gefahren der Beschaulichkeit sind nicht geringer. Auch sie kann von der Selbtsucht zu einem Leben in bequemem Selbstgenuß verkehrt werden, das allen Schwierigkeiten scheu aus dem Wege geht. Es fehlt ihr leicht die Erprobung durch die Auseinandersetzung mit der Wirklichkeit, und sie verfällt dann in Selbstdäuschung, Eitelkeit und Stolz. Es gibt zu denken, daß der heilige Ignatius von Loyola, selbst ein großer Beter und erfahrener Seelenführer, zu der Ansicht kam, daß sich von hundert Personen, die sehr dem Gebet ergeben sind, neunzig täuschen<sup>9</sup>. Fromme Gefühle sind noch nicht umgewandeltes Sein. Man kann „Herr, Herr!“ sagen, ohne dem Herrn in Wahrheit zuzugehören und des ewigen Lebens würdig zu sein. Ja, selbst der Besitz hoher Geistesgaben ist keine unbedingte Bürgschaft dafür, daß man nicht zu denen gehört, die das Unrechte tun, und die der Herr deswegen nicht als die Seinen anerkennt (Mt 7, 21—26; 1 Kor 13). Beide Lebensweisen setzen eine ständige Überwindung der Selbtsucht voraus, wenn sie Gott wohlgefällig sein wollen, wenn sich in ihnen die Hingabe der Liebe verwirklichen soll.

Die Heiligen der Kirche verlebendigen für die verschiedenen Zeiten die Jüngerschaft mit Christus; sie sind die Werkzeuge, die Gott der Kirche schenkt, um diese Jüngerschaft immer wieder aus dem Verfall in bloße Geschichtlichkeit zur Unmittelbarkeit der Gegenwart zurückzuführen und damit die Kirche lebendig und wirksam zu erhalten. Ein Mensch stellt sich am vollkommensten und wirksamsten in einem Jünger dar, weil in ihm sein Geist und seine Haltung, also sein Eigentlichstes, lebendig gegenwärtig sind. Nur in der Kirche mit ihren Sakramenten und ihren Heiligen wird die Gleichzeitigkeit mit Christus wirklich, die Kierkegaard mit Recht für das Christsein für wesentlich hielt, die sich aber nicht durch das unmögliche Unterfangen, die Geschichte zu überspringen oder ungeschehen zu machen, erreichen läßt. Gegenwart durch Vermittlung eines Buches ist bereits verminderte Gegenwart<sup>10</sup>, die durch sich allein nicht zur vollen Jüngerschaft genügt. Niemand kann heute noch im eigentlichen Sinn Jünger Platos sein, eher schon sein Schüler. Gerade durch die Heiligen antwortet Christus auf die besonderen Anliegen einer jeden Zeit. Denn von den Heiligen gehen die Anregungen aus, die

<sup>9</sup> H. Becher, Die Jesuiten. München 1951, S. 96.

<sup>10</sup> A. Brunner, Der Stufenbau der Welt. München 1950. S. 101 f.

von der Kirche aufgenommen, oft in Übungen und Gepflogenheiten des Volkes oder in Verordnungen und Gesetzen der kirchlichen Behörde ihre für alle gültige Form finden. Oder ihr Geist bleibt in einem Orden lebendig und strahlt durch dessen Dasein und Wirksamkeit in das Leben der Kirche hinein.

## Wahrheitsbotschaft und christlicher Wandel

### Ein Beitrag zur Theologie der Frömmigkeit nach den paulinischen Schriften

Von Günter Soballa S. J., Berlin

#### 2. Teil

#### III.

##### *Wahrheit in Einmaligkeit: Frömmigkeit der Entscheidung*

a) Die bisherigen Darlegungen über die Geschichtlichkeit und den Heilscharakter christlicher Wahrheit ließen erkennen, wie in der paulinischen Theologie nicht eine Ordnung der idealen Essenz, sondern eine solche der realen Existenz formgebend ist. Dem entsprach dann die Einsicht von der inneren Hinordnung der Wahrheit auf ihre Verwirklichung im christlichen Leben. Wir führen diese Gedankenlinie fort, indem wir ein weiteres Moment hervorheben, das bisher nur einschlußweise Berücksichtigung fand: die Wertung, die dem *Einzelnen*, *Individuellen*, *Einmaligen* in der Offenbarungswahrheit zuteil wird. Das Wörtchen εἰς „ist im NT nur selten als alltägliches Zahlwort gebraucht, meist bedeutet es einzlig, einmalig, einzigartig oder alleingültig<sup>32</sup>. Weil die Heilswirklichkeit und damit die Heilswahrheit geschichtlich gestaltet ist, spielt das Einzelne nicht bloß die untergeordnete Rolle des zufälligen und in sich bedeutungslosen „Anwendungsfalles“; es kommt ihm eine unerhörte Tragweite zu. „Das Eine und Einmalige verschwindet nicht in der Weite von Welt und Geschichte. Vielmehr – das Einzelne trägt das Ganze in sich und einmal entscheidet für allemal“<sup>33</sup>.

So „kam durch einen Menschen die Sünde in die Welt“ (Röm 5, 12), wurden „durch den Ungehorsam des einen Menschen die Vielen als Sünder hingestellt“ (ebd. 5, 19), so „starben durch die Verfehlung des Einen die Vielen“ (5, 15), „herrschte der Tod infolge der Verfehlung des Einen durch diesen Einen“ (5, 17). Im Geschichtsverständnis der Offenbarung wird also „das Einmalige ... zum Erstmaligen, zum Anfangspunkt eines Weges, wird das Ereignis der Sünde zum Prinzip der Sünde, das alle Kommenden in seinen Bann zwingt“<sup>34</sup>. Derselbe Rhythmus ist

<sup>32</sup> ThWb II, 432 (Art. εἰς von Stauffer)

<sup>33</sup> ThWb II, 433

<sup>34</sup> Stauffer in ThWb II, 435